



## Über die Autorin



Iris Nicola Haferland, geb. 1959 in Celle, zog als Alleinerziehende ihren Sohn groß und unterrichtete fast 30 Jahre lang die Fächer Deutsch und Englisch an verschiedenen hessischen und niedersächsischen Gymnasien, bis sie an Brustkrebs erkrankte, sich entschloss, die Krankheit als Chance zu betrach-

ten, und ihren lang gehegten Traum zu schreiben verwirklichte. Sie lebt in Bad Lauterberg im Harz.

E-Mail: [i.haferland@outlook.de](mailto:i.haferland@outlook.de)

Iris Nicola Haferland

**Sanja**

Erzählung

Covergestaltung: Jan Peter Niclas Haferland

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in  
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <http://www.dnb.de> abrufbar.

© Verlag Traugott Bautz GmbH  
Nordhausen 2015  
ISBN 978-3-95948-049-9

Für Simone

*Du musst das Leben nicht verstehen,  
dann wird es werden wie ein Fest.  
Und lass dir jeden Tag geschehen  
so wie ein Kind im Weitergehen  
von jedem Wehen  
sich viele Blüten schenken lässt.*

*Rainer Maria Rilke*

## **Inhalt**

Vorwort.....	7
<i>Samstag, 1.Januar 2005, 03:30 Uhr</i> .....	9
<i>Juni 2003</i> .....	10
<b>Das Foto</b> .....	10
<b>Aufbruch ins Damals</b> .....	14
<b>In der Vergangenheit angekommen</b> .....	19
<b>Kleine Seejungfrau</b> .....	31
<b>Emma</b> .....	43
<b>Kuckuck, wie lange leb‘ ich noch?</b> .....	55
<b>Das Päckchen</b> .....	61
<b>Du musst das Leben nicht verstehen</b> .....	79
<i>Samstag, 1.Januar 2005, 07:50 Uhr</i> .....	84

## Vorwort

Wenn man im Ostseebad Boltenhagen mit Einheimischen spricht, begegnen einem immer einmal wieder Anspielungen auf die kleine Meerjungfrau, „Nymphe“, wie sie offiziell genannt wurde, eine lebensgroße Bronzeplastik, die am Neujahrsmorgen 2005 urplötzlich auf einem Findling vor der Redewischer Steilküste saß und fortan die Fantasie von Einwohnern und Touristen beflügelte, weil niemand wusste, woher sie kam. Leider entwickelte sich das hübsche Kunstwerk im Laufe der Zeit zu einer Quelle von vielen Zankereien und Rechtsstreitigkeiten, bis es im Folgejahr auf ebenso mysteriöse Weise, wie es gekommen war, wieder verschwand.

Mich inspirierte diese Nixe zu der vorliegenden Erzählung, die mit dem Boltenhagener Kunstwerk allerdings nicht mehr als das Datum ihres Erscheinens gemeinsam hat. Meine Geschichte ist frei erfunden. Eventuelle Ähnlichkeiten mit Ereignissen um die reale Seejungfrau sowie mit lebenden oder toten Personen sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

Ich möchte mich an dieser Stelle bei allen bedanken, die mir geduldig meine unzähligen Fragen freundlich beantwortet haben. In diesem Zusammenhang erwähne ich besonders den Boltenhagener Ortschronisten Horst Günther. Ich danke ferner der Bildhauerin Dörte Michaelis, von der die schöne gelbe Klinkerstatur an der Seebrücke stammt, welche mich zu meiner Figur der Christina inspirierte, für ihre Offenheit für meine Geschichte -

sowie Hans Neuffer, der mich gleichfalls ermutigte, meiner Fantasie in Bezug auf die Seejungfrau freien Lauf zu lassen. Schließlich danke ich Gisela Tamm für ihre Genehmigung, ihren A-cappella-Chor *Grusellas First Ladies* in meiner Geschichte erwähnen zu dürfen.

Ferner danke ich allen, die mich durch Rückmeldungen zu meiner Erzählung auf gute Ideen gebracht und motiviert haben – allen voran meinem Sohn Peter sowie Ebi, Rolf, Frieder und dem Lauterberger Zirkel der Schreibenden, hier besonders Hartmut Funk.

„Sanja“ ist auch als Liebeserklärung an den Ort Boltenhagen zu verstehen, der mir persönlich viel bedeutet. Es wäre schön, wenn meine Erzählung dazu beitragen könnte, dass sich Boltenhagen mit der Meerjungfrau versöhnt, dass zerstrittene Parteien zueinander finden und alte Wunden heilen. Wer weiß, vielleicht kommt dann ja irgendwann einmal eine neue Nixe aus dem Meer nach Boltenhagen, um zum bleibenden Wahrzeichen zu werden...

Iris Nicola Haferland  
Bad Lauterberg, im Dezember 2015



*Samstag, 1. Januar 2005, 03:30 Uhr*

Wäre jemand da gewesen, hätte er später, als alle fragten und sogar die nationale Presse Notiz von der mysteriösen Meerjungfrau nahm, Auskunft geben können. Er hätte sicher zunächst beiläufig und dann zunehmend interessiert die beiden Männer und die Frau mit dem großen Hund beobachtet, die sich im Schutz der Dunkelheit dieser Neujahrsnacht in ihrem Lieferwagen mit Berliner Kennzeichen im Schrittempo der Redewischer Steilküste näherten. Ihm wäre es vermutlich verdächtig vorgekommen, wie vorsichtig die Leute agierten, offenbar aufs Äußerste darauf bedacht, nicht gesehen oder gehört zu werden. Wäre jemand da gewesen, hätte er wohl mit staunend ungläubigem Blick verfolgt, wie die beiden stämmigen Männer in dicken Jacken und hohen Anglerstiefeln eine lebensgroße Bronzestatue aus dem Auto hievt und diese unter Anleitung der vorausgehenden Frau hinunter zum Strand und weiter bis zum Fuß der Steilküstenklippen zu einem großen Findling im flachen Wasser schleppten, um ihre Last mit augenscheinlich geplanten Handgriffen dort zu verankern. Der keuchende Atem der schwitzenden Männer wäre zu hören gewesen, der auf ihren hochgeschlagenen Kragen gefror.

„NWM - Nie wieder Mecklenburg“, fluchte einer der Arbeitenden mit Bezug auf die hiesigen Autokennzeichen, worauf die Frau einen Moment überlegte und dann lachend ihren Gefährten ansprach: „Nein, Stefan: Nimmermüde weiter montieren!“ Der als Stefan Angesprochene verdrehte die Augen, während er sich wieder der Arbeit zuwandte, und seufzte: „Ach, Kim, wenn du dir etwas in den Kopf gesetzt hast -“

Wäre jemand da gewesen, hätte er den Rauch der Zigaretten gerochen, die sich die Männer nach getaner Arbeit

anzündeten, und er hätte den gezischelten Verweis der Frau vernommen, der das Zigarettenanzünden schon zu auffällig war. Er hätte die Männer zurück zum Auto gehen und die Frau allein bei der Statue zurückbleiben sehen. Der Hund sei ihr dabei nicht von der Seite gewichen. Wenn jemand da gewesen wäre, hätte er berichten können, dass auch sie hohe Anglerstiefel getragen habe - und um den Hals einen langen, dicken Schal, dessen Farbe sich mit der umgebenden Dunkelheit verbündete. Die Frau habe minutenlang regungslos bei der sitzenden Plastik verharret, schließlich geradezu liebevoll zart die kalte, glatte Bronze berührt und sich anscheinend nur schwer von der Figur trennen können. Endlich sei auch sie umgekehrt und in das Auto eingestiegen, das sich kurz danach in Bewegung gesetzt habe und dessen Scheinwerfer erst angegangen seien, als es den Redewischer Bach bereits passiert hatte.

Aber es war niemand da, der über diese Vorgänge hätte Zeugnis ablegen können.

*Juni 2003*

## **Das Foto**

An den Moment kann ich mich noch genau erinnern, an mein Erschrecken, als dein Bild erschien, unerwartet, obwohl ich es provoziert hatte, ohne Vorwarnung. Ich hatte ‚Sanja Tamm‘ als Suchanfrage eingegeben und erwartete null Treffer, allenfalls eine zufällige Namensgleichheit, die ich angesichts des seltenen Vornamens aber für unwahrscheinlich hielt. Dein Strahlen auf dem Notebookscreen war die einzige Lichtquelle in meinem

inzwischen schon dunklen Dachatelier. Wie hypnotisiert saß ich davor, wusste nicht mehr, ob der Bildschirm lebendig war oder aber ich, denn beides zugleich ging für mich nicht. Gegen andere Fotos von dir, in alten Alben eingeklebt und selten hervorgeholt, hatte ich mich im Laufe der Jahre zu immunisieren versucht. Sie bargen nichts Überraschendes. Aber dieses Bild besaß ich nicht, hatte es vergessen, obwohl ich es war, die damals den Schnappschuss gemacht hatte.

*Es war beim Beatles Revival Festival neunzehnhunderteinundachtzig in Grevesmühlen, dem Ereignis, dem wir als Jugendliche damals so lange entgegengefeibert, an dessen Realisierung wir bis zum Schluss gezweifelt hatten. Wir, Freundinnen, unzertrennlich, siebzehnjährig, Schlange stehend, auf Einlass wartend. Dein Blick über die linke Schulter schräg nach hinten, dein Ausdruck selbstbewusst triumphierend, dass trotz aller vorangegangener Schwierigkeiten auch du dabei sein durftest.*

Wie damals sahen jetzt deine Augen direkt in mich hinein. Im Gegensatz zu damals war es nun aber nicht selbstverständlich, dass ich ihnen Zutritt gewähren wollte. Aber die Augen auf dem Bildschirm hatten nicht gefragt, mir keinen Moment der Entscheidung gelassen, sondern waren einfach in mein Herz eingedrungen, als hätten sie nach wie vor das Recht, dort zu Hause zu sein. Hilflos starrte ich auf das digitale Foto, speicherte es, löschte es wieder, weil ich die Lebendigkeit, die es vermittelte, nicht ertragen konnte, lud es erneut herunter, zwang mich, dem Bild standzuhalten, indem ich es kurzfristig ganz groß als Desktophintergrund übernahm, ertrug das natürlich erst recht nicht, holte das harmlose

Urlaubspanorama zurück, das zuvor dort gewesen war. Und begann dann das sinnlose Spiel von vorne.

Ich saß an jenem Frühlingsabend an einer Auftragsarbeit, einer Plastik zum Thema ‚Flucht und Vertreibung nach 1945‘, und es war spät geworden. Für meine Mails ging ich noch einmal ins Netz. Ich weiß nicht, welche absurde Eingebung mich plötzlich veranlasste, Sanja zu googeln, nachdem ich sie so lange in den hintersten Winkel meiner Erinnerung verbannt hatte, von wo sie, nur notdürftig bedeckt mit einer Nebelschicht aus Vergessenwollen, mich manchmal aus der Ferne leise berührte und mich jedes Mal in einen mir unangenehmen Schwebzustand zwischen Trauer, enttäuschter Verletztheit und tiefer Ratlosigkeit versetzte. Wie oft hatte ich die Gedanken an meine Freundin von einst verscheucht wie eine lästige Fliege, die sich aber nicht verscheuchen ließ, sondern immer wieder in meine Grübeleien zurückkehrte. „Jemanden vergessen wollen heißt, an ihn denken.“ Dieser Spruch stammte von irgendeinem berühmten Franzosen und war verdammt wahr.

Sanja und das Internet waren zwei verschiedene Zeitalter, die sich nie berührt hatten. Das siebzehnjährige Mädchen, das gerade meinen Raum mit Licht erfüllte, dürfte seit zwanzig Jahren tot sein. Ich hatte es am Morgen des achten September neunzehnhundertzweiundachtzig das letzte Mal gesehen.

*Die Beiläufigkeit, mit der wir uns verabschiedeten, ließ auf ein baldiges Wiedersehen schließen. Sanja sollte es besser wissen. Weder Google noch der Wende war sie jemals begegnet, doch dessen ungeachtet schien Google sie zu kennen. Vielleicht hatte Simon das Foto ins Netz gestellt, um seiner Schwester ein Denkmal zu setzen,*

*denn es war unvorstellbar, dass ein Mensch wie Sanja keine Spuren auf dieser Welt hinterließ. Simon war zwar erst zwölf gewesen, als sie verschwand, aber sie hatte als Abwesende die Familie vielleicht noch stärker geprägt, als sie das als Anwesende immer schon getan hatte. Christiana hatte nach dem Verschwinden ihrer Tochter nie mehr wirklich zu sich selbst gefunden und für Traugott ging mit Sanja seine Seelenverwandte, die sein Herz und seine Ideale mit sich nahm, obwohl der Vater in den Jahren, die folgten, in traditioneller Pastorenmanier Gottvertrauen und Hoffnung predigte und die Restfamilie, so gut er es vermochte, zusammenzuhalten versuchte. Einblicke, wie es in ihm aussah, gewährte er niemandem. Sein dunkler Haarkranz und sein charakteristischer Rauschebart wurden damals über Nacht weiß, und seine imposante Statur sackte in sich zusammen. Wer ihn nach seinen Predigten genau beobachtete, sah oft Tränen in seinen Augen, die er geschickt zu verbergen versuchte. Nur seine Bassstimme behielt die unerschütterliche, beständige Kraft, die sie immer gehabt hatte.*

Ich fuhr den Computer herunter, damit ich Ruhe finden würde, aber dein Bild blieb mit Schreibschutz in mir, gab mir verstörende Begleitung durch die nächtlichen Straßen Berlins nach Hause in meine kleine Altbauwohnung. Ich badete in deinem warmen Lächeln meiner Erinnerung, bis es mir kurz vor dem Morgengrauen endlich entglitt und dein Gesicht im Dunkel eines rigiden Nicht-Mehr versank.

In jener Nacht beschloss ich, nach zwölf Jahren zum ersten Mal wieder an die Ostsee zu fahren, in den Ort meiner Kindheit und Jugend, den ich zuletzt zwei Jahre nach der Wende bei der Trauerfeier für meine Mutter

besucht hatte - nach Boltenhagen in Nordwestmecklenburg.

## **Aufbruch ins Damals**

Als ich zwei Wochen später meine Arbeit bei meinem Auftraggeber abgeliefert hatte und aufbrach, lagen vier freie Tage vor mir, denen ich mit gemischten Gefühlen entgegensah. Einerseits freute ich mich, zu dieser Jahreszeit in die wunderschöne Landschaft Nordwestmecklenburgs und ans Meer fahren zu können, andererseits stand mir wahrscheinlich eine Wiederbegegnung mit Schmerzhaftem und Ungeklärtem bevor, ruhte dort doch vielleicht eine Antwort auf das Rätsel, mit dem zu beschäftigen ich mir zwei Jahrzehnte lang verboten hatte. Der Flieder war gerade verblüht. Ich würde Boltenhagen im Juni erleben, Sanjas Lieblingsjahreszeit.

*Wenn ich an Sanja dachte, war in meiner Erinnerung ewig Frühling, obwohl mir bewusst war, dass es auch damals andere Jahreszeiten gegeben haben musste. Vielleicht ist es so, dass Menschen die tiefsten Bilder bei anderen hinterlassen, wenn sie am meisten bei sich selbst sind. Sanja war ein Frühlingmensch und ihre Tageszeit war der aufgehende Morgen. In meiner Erinnerung liefen wir irgendwie immer über die Haffwiesen, Sanja und ich, Sanja stets voran in ihrer weißen Kosakenbluse und den Nietenhosen, weder Wisent noch Boxer, sondern den echten Levis-Jeans, um die sie alle beneideten, die sie mit trotzigem Stolz den Repressalien und Schikanen der Staatsmacht entgegenhielt und die von den unzähligen Wäschen schon Anfang der Achtziger wie Marmorjeans aussahen, als ‚stonewashed‘ auch im Westen noch ein*

*Modelabel der Zukunft war. „Nun komm doch, Kimy!“, Sanja war oft ungeduldig, als könne sie nicht genug erleben und habe Angst, etwas zu verpassen. Vor meinem inneren Auge sah ich wieder den Frühnebel über den taufeuchten Haffwiesen aufsteigen. „Sag mir, Kuckuck, wie lange lebe ich noch?“, rief Sanja übermütig, während sie den Kopf in den Nacken warf, ihr langes blondes Haar schüttelte und sich schelmisch strahlend nach mir umsah.*

In Boltenhagen schien immer der Kuckuck zu rufen. Wie lange hatte ich ihn in meiner Berliner Großstadtwohnung doch nicht mehr gehört. Eigentlich hatte ich ihn nicht vermisst, das tat ich erst jetzt, als ich schon das Meer zu riechen glaubte.

Wahrscheinlich kann man in Grevesmühlen noch gar nicht das Meer riechen, aber ich hielt an meiner Einbildung von früher fest und ließ die Autofenster herunter und die Luft herein, die so anders war als der Berliner Großstadtdunst, an den ich gewöhnt war. Die Discounter, an denen ich jetzt staunend vorüberfuhr, hatte es bei meinem letzten Besuch hier noch nicht gegeben. Auch die KFZ-Kennzeichen waren mir neu, NWM - Nordwestmecklenburg. Anno dazumal waren es noch AD und auch schon GVM für ‚Grevesmühlen‘ gewesen. Autokennzeichen hatten mich immer schon interessiert. Den Tick, sie auf potentielle Informationen über ihre Besitzer zu scannen und anschließend, wenn möglich, bei einem flüchtigen Blick auf den Fahrer zu überprüfen, hatte ich seit dem gesamtgesellschaftlich um sich greifenden Luxustrend zu Wunschkennzeichen entwickelt. Die Einfalllosen bündelten auf dem Nummernschild Initialen sowie Tag, Monat oder Jahr ihrer eigenen Geburt oder der ihrer Kinder. Über jene Frauen, die normalerweise

ein Geheimnis aus ihrem Alter machten, gleichzeitig aber stolz und kostenpflichtig ihr Geburtsjahr am Auto spazieren fahren, musste ich immer schmunzeln. Dann gab es die Verdoppelungs- und Verdreifungsfreaks, auf deren Nummernschildern es von geistlos identischen Buchstaben und Zahlen nur so wimmelte, und die Wörterbilder, die auch vor einem GÖ-RL oder GÖ-TE nicht zurückschreckten. Ich freute mich immer klammheimlich, wenn ich merkte, dass jemand sich an meiner bewussten Zufallskombination B-EA 9867 die Zähne ausbiss.

Der blaue Caddy, hinter dem ich seit Wismar recht gemächlich herfuhr, trug das Kennzeichen NWM-TT 11. Da an ein Überholmanöver nicht zu denken war, ratterten automatisch Vor- und Nachnamenskombinationen mit T durch mein Gehirn. T war zunächst eigentlich immer ‚Thorsten‘. Thorsten, der einmal mein großer Bruder gewesen war. Ein Nachname mit T? Besonders hier in dieser Gegend natürlich ‚Tamm‘. Was sonst. Traugott Tamm würde passen, zumal der erste Januar Sanjas Geburtstag gewesen war. Ich seufzte. Kaum war ich wieder hier, waren die alten Geschichten so lebendig, dass sie meine Assoziationen unbewusst steuerten. Vielleicht war es ja auch ein Tizian oder ein Tonio Tegtmeier, der in einem Haus Nummer 11 wohnte, der da vor mir herzockelte. Den Fahrer konnte ich wegen des vollgepackten Innenraums leider nicht sehen

Mein klapperiger Polo holperte über das Kopfsteinpflaster von Klütz. Als ich den mächtigen Turm der weit sichtbaren frühgotischen Kirche erblickte, beschloss ich spontan, eine Zwischenstation einzulegen, um mich zu erinnern, wie ich früher oft in dem kleinen Backsteingebäude gesessen hatte, wenn ich allein sein und nachden-



ken und manchmal auch dem Organisten bei seinen Proben zuhören wollte.

Auch jetzt hörte ich schon beim Aussteigen Orgelmusik, das vertraute entfaltete Kyrieleison. Nach der Wärme im Auto tat die Kühle des alten Kirchengebäudes gut. Der Organist schien für einen Gottesdienst zu üben. Ein Choral reihte sich an den anderen. Vor dem Altar baute sich gerade ein gut gelaunter Frauenchor aus Bremen auf, *Grusellas First Ladies*, wie sie sich fröhlich vorstellten. Allein würde ich hier heute nicht sein. Dennoch zündete ich ein Teelicht an, wie ich das meistens in Kirchen tue, und nahm in der hintersten Bankreihe Platz. Die Orgel verstummte. Man hatte sich wohl abgesprochen. Der A cappella-Chor stimmte zunächst, vielleicht zum Warm-singen, einen Schnulzentext mit eingängiger Melodie an, der in der peppig-frischen Interpretation aber gefällig klang. Dieses ‚Wenn es dich doch gibt‘ würde ich vermutlich als Ohrwurm mit aus der Kirche nehmen. Als ich gerade gehen wollte, stimmte die Chorleiterin ein anderes Lied an, das mich augenblicklich sehr weit zurückführte und das ich schon so lange nicht mehr gehört hatte. Ich setzte mich wieder und ließ mich von den Frauenstimmen und der fantastischen Akustik des Kirchengebäudes in die Vergangenheit tragen: *‚Möge die Straße uns zusammenführen und der Wind in deinem Rücken sein.‘*

*Dieses Lied hatten wir bei meiner und Sanjas Konfirmation gesungen. Wir waren damals die einzigen in der Klasse, die sich konfirmieren ließen, während alle anderen ihre Jugendweihe feierten. Auch mich hatte man bearbeitet, allen voran Frau Kühle, unsere Klassenlehrerin, deren langjährige IM-Tätigkeit nach der Grenzöffnung bekannt wurde. Sanja als Pastorentochter hielt man ohnehin für hoffnungslos, weshalb sie sich nie wirklich*

*ernsthaft rechtfertigen musste, warum sie das Bekenntnis der Jugendweihe, für die große und edle Sache des Sozialismus zu arbeiten, nicht ablegen wollte. Sanja weigerte sich auch, zu den Jungen Pionieren und den Thälmann-Pionieren zu gehen. Ihre generelle Aversion gegen Halstücher aller Art rührte wohl da her. Ob ihr Bekenntnis zu Gott wirklich ernst gemeint oder vielmehr Ausdruck ihrer allgemeinen Rebellion gegen die Einschränkungen der DDR-Staatsmacht war, fand ich nie heraus. Immer wenn ich das Lied später wieder hörte, musste ich bei den Zeilen „Sanft falle Regen auf deine Felder und warm auf dein Gesicht der Sonnenschein“ an Sanja denken, denn für mich gehörte zu ihrem Gesicht die Frühlingssonne.*

Auch wenn ich dem Chor gern weiter zugehört hätte, zwang ich mich zum Aufbruch. Meine Ankunft in der kleinen Pension in Tarnewitz, die ich nach kurzer Suche im Internet entdeckt hatte, war für circa fünf Uhr nachmittags angekündigt und ich machte mich mit deutlichem Herzklopfen auf den Weg nach Boltenhagen. Vielleicht zu lange hatte ich den Ort und Sanja und unsere Jugend in jenem entlegenen Winkel meiner Erinnerung verstaut und sicher geglaubt. Zwischen viel Fremdem und Neuem, was ich erst noch würde erkunden müssen, erblickte ich Alt-Bekanntes, das mich ob seiner vergessenen Vertrautheit mit unerwarteter Wehmut erfüllte. Ich fuhr, bevor ich in die Ostseeallee einbog, vorbei an meiner alten Schule und erblickte die kleine Kirche auf der Paulshöhe. Wieder kamen mir Zweifel, ob jetzt wirklich der richtige Zeitpunkt war, mich noch einmal mit meiner Vergangenheit zu konfrontieren. Die vielen kleinen Geschäfte, die ich im Vorbeifahren wahrnahm, waren mir ebenso neu wie die beiden großen Klinikgebäude, über die ich aber schon im Netz gelesen hatte.

Meine Wirtin, aus dem Saarland zugezogen, wie sie nach wenigen Minuten preisgab, ließ ich in ihrer Annahme, in mir eine gebürtige Berlinerin vor sich zu haben. Bei ihrem ersten Besuch direkt nach der Wende habe sie sich in den Ort verliebt und sich zu einem Neustart entschlossen, plauderte sie. Damals seien Immobilien hier noch so günstig gewesen. Sie pries den Aufschwung des Ortes, empfahl mir redselig alles Mögliche und besonders den erst vor kurzem neu gestalteten Kurpark mit seinen Plastiken. Ich war erst einmal müde und froh, die Zimmertür hinter mir schließen zu können. Später würde ich mich im Ort umsehen.

### **In der Vergangenheit angekommen**

Die Wellen wurden immer höher und ich immer kraftloser. Meine Kraulbewegungen fanden nicht mehr den Rhythmus des Meeres. Ich schluckte Wasser und schaffte es nicht mehr, mich von der Kraft der Wellen tragen zu lassen, sondern kämpfte gegen sie und ahnte, ich würde keine Chance haben. Meine Lippen fühlten sich vom Salzwasser aufgequollen an. Eiskaltes Grün schlug immer öfter hart über mir zusammen. Ich schnappte nach Luft, merkte noch, wie ein Krampf sich meines rechten Beines bemächtigte. Die Schwimmflosse war jetzt keine Hilfe mehr, sondern hinderlich, weil sie den Krampf unterstützte und nicht mehr mich. Ich dachte ‚Luft!‘ und atmete Wasser. Alles wurde schwarz.

Das Bestreben, noch einmal in den Schlaf zu versinken, kämpfte mit dem Erwachen. Die Unlogik des Traumes befahl mir, eine Lösung für meine verzweifelte Lage zu finden - weiterzuschwimmen, nicht unterzugehen. Die

Logik des Wachzustandes funkte dazwischen: Moment, du ertrinkst doch gar nicht, öffne die Augen! Schweißgebadet lag ich auf dem Bett in dem fremden Zimmer. Ich hatte mich nur kurz hingelegt und musste eingeschlafen sein. Da war er wieder gewesen, jener Traum, den ich damals so oft gehabt und mittlerweile vergessen hatte. Auch mein Unterbewusstsein war also in der Vergangenheit angekommen. Ich sah auf die digitale Anzeige des Uhrenradios neben dem Bett. Es war schon nach zwanzig Uhr. Wenn ich noch einen Spaziergang machen wollte, musste ich jetzt aufbrechen.

Ich beschloss, am Meer entlang direkt in die untergehende Sonne in Richtung der imposanten Seebrücke, die ich noch nicht kannte, zu laufen. Bei den milden Temperaturen waren noch etliche Leute am Strand - Jogger, Liebespärchen, Patienten der Kurkliniken. Um die Zeit hätte ich als Teenager nicht mehr hier sein dürfen. Da gehörte der Strand der Grenzbrigade Küste und der Nationalen Volksarmee.

*Sanja hatte es natürlich darauf ankommen lassen. Wie oft war sie abends ans Meer gegangen, um aus der Lübecker Bucht angetriebene Plastiktüten, Coladosen, Wasserbälle oder anderen Westmüll zu sammeln, Gegenstände aus einer anderen Welt, wie sie sagte, aus denen wir dann gemeinsam Kunstwerke bastelten, bizarre Skulpturen, mit denen wir unsere Zimmer schmückten. Wenn so eine Plastik vollendet war, legte Sanja immer den Kopf schief, schürzte die Lippen, zog die Stirn in Falten und ging mehrfach um unser neues Objekt herum. Manchmal hatte sie noch etwas auszusetzen. Dann mussten wir uns noch einmal an die Arbeit begeben. Irgendwann aber kam dann ihr zufriedenes blauäugiges Strahlen. „Wir*

*sind Künstler, Kimy!“ Unzählige Male wurde Sanja von den Grenzern nach Hause geschickt oder, wenn sie sich einmal nicht ausweisen konnte, auch mitgenommen, wober Christiana sich immer furchtbar aufregte.*

Welchen der Urlauber, die hier jetzt friedlich durch das flache Wasser wateten oder am Strand entlang schlenderten, mochte wohl noch bewusst sein, dass das, was sie gerade taten, keineswegs immer selbstverständlich gewesen war? Ob noch ehemalige Osttouristen darunter waren, die dem Seebad die Treue gehalten hatten oder ob die inzwischen in der Türkei weilten und dort all inklusive speisten, statt im FDGB-Erholungsheim ‚Fritz Reuter‘, wo meine Mutter gearbeitet hatte, in Schichten ihre Mahlzeiten einzunehmen, wie das zu DDR-Zeiten üblich war? Bei meiner Fahrt durch den Ort hatte ich vorhin vergeblich nach dem Reuterhaus Ausschau gehalten. Dort stand jetzt ein riesiges Hotel mit einer großen Glasfassade.

Die Seebrücke leerte sich allmählich, als ich näher kam. Ich fragte mich, was Sanja wohl zu diesem langen Arm ins Meer gesagt hätte. In unseren Kindertagen gab es nur den kleinen Bootsanleger, nachdem die erste große Seebrücke bereits lange vor unserer Geburt den Eismassen eines harten Winters zum Opfer gefallen war. Ich sah uns über die Bohlen des Steges balancieren, an dem zu DDR-Zeiten keine privaten Boote mehr anlegen durften. Wahrscheinlich hätte Sanja die neue massive Brücke geliebt. Vermutlich hätte es sie gereizt, in unbeobachteten Momenten von dort ins Wasser zu springen, obwohl und wohl gerade weil das strengstens verboten ist. Das Verbotene, das Unmögliche war es, was sie stets am meisten reizte. Für mich personifizierte sie den Hunger nach Leben. Während viele Menschen ihr Leben lang nur existie-

ren, in ihrem persönlichen Hamsterrad kreisen und von den Möglichkeiten des Lebens träumen, besaß Sanja das seltene Talent, jeden Augenblick wirklich zu leben, jedenfalls schien es mir so, und ich beneidete sie oft um diese Fähigkeit. Sanja nahm auch meinem Leben ein Stück Lebendigkeit, als sie mich ohne jegliche Vorwarnung verließ.

Das neu gestaltete Kurviertel sah wirklich ‚schmuck‘ aus, wie die Wirtin es vorhin bezeichnet hatte. Ich näherte mich der gelben Klinkerstatue, die sie besonders erwähnt hatte. Eine in Richtung der Seebrücke nach oben blickende Frau mit auf dem Rücken verschränkten Händen und hochgestecktem Haar. Irgendwie erinnerte sie mich an Christiana. Hier auf der Strandpromenade hatte Sanjas Mutter nach dem Unglück immer wieder gestanden, oft stundenlang und bei jedem Wetter, reglos mit leeren, toten Augen, die auf Meer und Himmel gerichtet waren wie die der Statue. Mein Blick fiel auf den schlichten Gedenkstein am Fuß der Brücke. „Über der Ostsee leuchtete für uns das Licht der Freiheit! Den DDR-Flüchtlingen 1961-1989“.

„Stell dich da mal drauf, dann bist du größer“, ermunterte gerade eine dicke junge Frau unbedarft ihr properes Kleinkind, während der beleibte Papa die Kamera zückte. In mir baute sich eine Welle der Aggression auf. Ich war in Versuchung, das Kind am Kragen zu packen, an seinem Kletterversuch zu hindern und dieser Frau Sanjas Geschichte ins Gesicht zu schleudern.

Inmitten des bunten Touristentrubels tauchten immer mehr Bilder von damals wieder auf, die ich nicht mehr zurückdrängte. Ich war bereit, mich ihnen zu stellen.